
SONDERDRUCK

AUS DER

ZEITSCHRIFT FÜR BILDENDE KUNST

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

ADOLF MICHAELIS

Αντιο καλὸς καὶ ἀγαθός.

KÜRZLICH erschien im Verlage dieser Zeitschrift die neunte Auflage des ersten, von Michaelis bearbeiteten Bandes von Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte. Es ist das letztmal, daß der berühmte Straßburger Archäologe die Hand an diese Geschichte der alten Kunst gelegt hat, die, seitdem sie 1895 zuerst als vierte Auflage von A. Springers Textbuch zu dessen kunsthistorischen Bilderbogen erschien, mehr und mehr Michaelis' eigenstes Werk geworden ist. Jede der ungefähr aller drei Jahre erscheinenden neuen Auflagen legt Zeugnis von der rastlosen Arbeit ab, die den immer weitergreifenden, immer tiefer dringenden Forschungen und Entdeckungen stetig zu folgen bemüht war. Für die Völker des Orients, Ägypter, Babylonier, Assyrer, Perser, auch für die schon nähere, so eigenartige und an überraschend Neuem so reiche von Kreta ausstrahlende »ägäische« Kunst verschmähte Michaelis nicht, sich von befreundeten Spezialisten beraten zu lassen, um auf so verschiedenartigen Gebieten, die nicht wohl alle einem einzigen gleich vertraut sein können, doch eine gewisse Gleichmäßigkeit zu erreichen. Gleichmäßigkeit, heißt es, in richtigem Verhältnis zu der überragenden Bedeutung der hellenischen Kunst, als der einzigen allgemein- und ewiggültigen Blüte auf diesem Baume menschlicher Leistung.

Urgeschichtliches im Nordwesten Europas steht voran, ohne nachweisbare Verbindung mit ähnlichen Anfängen, wie sie neuerdings auch im Orient kund wurden. Vom Niltal einer-, vom Zweistromland des Euphrat und Tigris andererseits führt die Darstellung dann über Troja, Hettiter, Phryger, Lyder ins gräberreiche Land der Lykier; von den Phöniziern weiter zu den Gräbern und Palästen der Perserkönige, die alle genannten Gebiete und Völker unter einer Herrschaft einend, auch mit den Hellenen bereits Fühlung gewannen. Älter um ein Jahrtausend, breitet sich die Blüte der ägäischen Kunst, einer Wasserpflanze gleich, zwischen den östlichen Gestaden und dem griechischen Mutterlande aus, der hellenischen innerlich und auch äußerlich verwandter als irgendeine der vorgenannten, und doch, wie es scheint, nicht griechischen Ursprungs. War bis dahin die örtliche Folge mehr als die zeitliche maßgebend, so ist für die griechische Kunst in diesem Buche, wie nie zuvor, und von Auflage zu Auflage mit wachsendem Erfolg, der Versuch gemacht, alles was wir von griechischer Kunst wissen, soweit es in einer lesbaren Darstellung möglich ist, zu einer einheitlichen Geschichte zu verarbeiten. Nicht allein die tausendfachen Werke oder Bruchstücke von solchen hatte sie mit den ebenso zerrissenen und losgelösten

Nachrichten zu verknüpfen, wofür vielerlei im Großen und Kleinen vorgearbeitet war, sondern schon mit der siebenten Auflage ging Michaelis daran, auch Architektur, Plastik und Malerei aus der Sonderexistenz, die sie bis dahin geführt hatten, zu erlösen. So wie sie aus dem gemeinsamen Boden kunstsinnigen Handwerks erwachsen, sich gegenseitig tragend und fördernd, in Wirklichkeit unlöslich geeint, miteinander gediehen, blühten, wucherten, ausarteten, so sucht auch die Nacherzählung ihrem wetteifernden Fortschritt je zu folgen, wendet bald auf diese, bald auf jene Blick und Betrachtung. Treue Sorgfalt und offener Sinn sammelte, sichtet, ordnete den Stoff, Liebe zur Sache findet das rechte Wort, und den gewinnenden Ton, der niemals seine sachlich schlichte Natürlichkeit verliert. Stets auf das Ganze gerichtet, stellt uns diese Geschichte die Kunst der Griechen im Zusammenhang ihres Volkstums und seiner Entwicklung dar. Das Bild der hellenistischen Kunst ist nach so vielen neueren Entdeckungen außerordentlich bereichert worden. In rückläufiger Bewegung geht die Erzählung jetzt der Ausbreitung hellenischer Kunst in den östlichen Ländern nach, in Ägypten, Syrien, bis nach Baktrien und zum Indus, wo sie je durch altheimische Volksart andre Färbung annimmt. Reiner griechisch, vielfach ein *rinascimento*, in Pergamon, wird sie »asianischer« in Rhodos und dem seit alter Zeit von Griechentum erfüllten Teilen Kleinasiens. Ehe diese hellenistische Kunst von der weltbezwingenden Roma aufgenommen wird, holt die Darstellung das Eindringen östlicher Kultur im mittleren und nördlichen Italien, vor allem in Etrurien und Campanien nach. In Rom bildet sich dann die hellenistische Kunst, die auch hier, und mehr als sonstwo, der Nachahmung klassischer Vorbilder Raum gibt, zur national römischen um, die Michaelis' Darstellung, zuerst bis zu den Antoninen und Severen, dann, nach einem Rundgang durch die Provinzen des Westens, Nordens, Ostens, in immer rascherem Schritte bis in mittelalterliche Zeiten verfolgt.

Nicht den geringsten Teil, vielmehr die andere Hälfte des Buches, obgleich, einmal beschafft, leicht wie selbstverständlich erscheinend, bildet die reiche und treffliche Auswahl der Abbildungen, deren Zahl, dem Texte entsprechend, dank auch der einsichtigen Beihilfe des Verlegers, im Laufe von fünfzehn Jahren weit über das Doppelte gestiegen ist. Dank sei auch dem pietätvollen Schüler, der, als Michaelis die wachsenden Augen schloß, für ihn die Überwachung des Druckes übernahm. Was Michaelis in diesem Werke geleistet hat, ist auch künftig, nicht allein in ferneren Auflagen und Neubearbeitungen dieses Buches, seiner Wirkung gewiß. Denn obschon, wie so viele seiner

Schriften, für weitere Leserkreise bestimmt, ist es doch durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, ja mehr als irgend ein anderes seiner größeren Werke, kann es als die Summe seiner Lebensarbeit angesehen werden. Ein kurzer Abriß von Michaelis' Lebensgang wird das erkennen lassen.

Adolf Michaelis wurde am 22. Juni 1835 in Kiel geboren. Sein Vater, Hannoveraner, der schon jung durch Familienbeziehungen aus dem nahen Harburg nach Kiel gezogen wurde, war ein Enkel des Orientalisten *Johann David*, ein Neffe der geistreichen und anmutigen *Caroline Michaelis*. Die Mutter war Kielerin, eine Jahn, aus glücklichem Hause, das in den Zeiten schleswig-holsteinischen Sonderdaseins, zwischen den in Begehrlichkeit entschlossenen Dänen auf der einen und dem durch Uneinigkeit kraftlosen Deutschland auf der andern Seite, ein Mittelpunkt regen, auch kunstfreundlichen Lebens in der geistigen Hauptstadt des schönen

und zur Pflichterfüllung erzogen, ohne doch den fröhlichen Mut einzubüßen. Der strebsame Knabe durchlief die Klassen des Kieler Gymnasiums, eine Freude besonders seines Lehrers in den klassischen Sprachen. Daheim wurde ihm durch eine Schwester seines Vaters, die lange in Paris in hohem Hause als Erzieherin gewirkt hatte, die lebendige Kenntnis des Französischen eingeflößt, und damit der Grund zu freiem Gebrauche fremder Sprachen gelegt, der Michaelis auf späteren Reisen Verkehr und Freundschaften in anderen Ländern vermittelte. Klassische Philologie war das gegebene Studium, zumal der glückliche Stern, der so oft über seinem Leben stand, Michaelis 1853 aus dem Hause der Mutter nach Leipzig zu Otto Jahn führte, der jener von allen ihren Brüdern in seinem ganzen Wesen am nächsten kam. So fand glückliche Anlage die günstigste Förderung im Studium, das von den klassischen Sprachen und ihrer



Adolf Michaelis im November 1857



Adolf Michaelis am 22. Juni 1910

Ländchens war. Die Pietät des Sohnes hat nach dem Tode der Mutter diesem Hause und beiden Eltern ein als Handschrift gedrucktes Denkmal gesetzt, das mit allen besten Eigenschaften des Verfassers aufgebaut, schon vielen Lesern zur Erquickung gedient hat. Vom Vater hatte der Sohn die stattliche aufrechte Gestalt, edle Männlichkeit und Lauterkeit, Ernst und Tiefe, wissenschaftlichen Sinn, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die nur allzu zart, später, nach Jahren anstrengender Arbeit, wiederholt Anwendungen von Schwermut ausgesetzt war. Zu glücklichem Gegenwicht gab ihm die Natur der Mutter tapfren, frohen Lebensmut, dem es auch nach schwersten Verlusten, am Danke für das Gute, was ihr geblieben, sich aufzurichten allzeit gelang. Auch die Freude an edler Musik, als erhebender, läuternder Kraft, als einer Trösterin im Leid, die nie wankende Treue und das liebewarme Herz hatte der Sohn mit der Mutter gemein. Sechs waren der Geschwister, deren inniger Verein durch den frühen herben Verlust des Vaters, im Jahre 1848, und durch das Vorbild der tapfer sich durchschlagenden Mutter nur gestärkt und gehoben wurde, früh gewöhnt an ernste Lebensauffassung

nach strenger Methode behandelten Literatur aus, und auf deren festem Grunde auch die bildende Kunst ergriff. Durch die Weite seines Gesichtskreises konnte Jahn, der mit der klassischen Literatur die neuere deutsche verband und tiefer noch als in die bildende Kunst der Alten in die Musik der Neueren eindrang, nicht anders als unmittelbar vorbildlich und anregend auf den Neffen einwirken. Der seit kurzem verwitwete Mann führte diesen auch ein in den weiten Kreis seiner älteren und jüngeren Freunde, in Kunst und Wissenschaft, in Buchhandel, Literatur und Publizistik ausgezeichneten Männer der von nationalem Geist durchwehten Stadt. Von den vielen sei nur der eine Rudolf Wachsmuth genannt, der im Alter Michaelis näher als Jahn stehend, beiden lebenslang in innigster Freundschaft verbunden blieb, einer Freundschaft, der nach Wachsmuths Tode ein ähnliches Denkmal, wie nicht lange nachher jenes der eigenen Mutter, zu setzen Michaelis Herzensbedürfnis war. In jenem Verkehr mit so vielen älteren und bedeutenden Männern mochte des Jünglings frühe Reife und Verständigkeit fast zu reiche Nahrung und zu rasche Förderung finden. Als er dann 1854 von Leipzig nach Berlin ging, ebnete Jahns Freund-

schaft ihm auch dort den Weg bei Haupt und Gerhard, neben denen besonders Boeckh und Ritter ihn anzogen. Zu Trendelenburg führte ihn schon Landsmannschaft und gemeinsames Blut: Michaelis' Großmutter war eine Trendelenburg. Auch an gelehrter Arbeit ward schon dem Studenten ein gewisser Anteil gegönnt: Jahn war er bereits 1853 bei der Beschreibung der Münchener Vasensammlung zur Hand gewesen und hatte auch das Register dazu angefertigt. Ebenso dann in Berlin zu Gerhards griechischer Mythologie. Bei solchen Arbeiten, nicht minder bei Druckkorrekturen, die ihm einen Teil seines Unterhalts oder die Möglichkeit einer Reise verschafften, eignete seine angeborene Gewissenhaftigkeit sich die kaum zu übertreffende Genauigkeit auch im Kleinen und Äußerlichen gelehrter Arbeit an. Es sind dieselben Eigenschaften, die auch seiner bis ans Lebensende fast unverändert regelmäßigen und sauberen, in jedem Zuge so deutlich wie zierlich geprägten Handschrift den vollen Stempel seines durch und durch normalen Wesens aufdrückte. Der Grundcharakter dieser Schrift war jahnisch, von mütterlicher, nicht von väterlicher Seite vererbt. Dem Knaben war die Unsauberkeit seiner Schreibhefte oft vorgehalten. Wieder wird die durch Gleichmäßigkeit und mikroskopische Zierlichkeit wunderbare Handschrift Otto Jahns, »die kein Setzer je vergaß«, das Vorbild gewesen sein.

Im Jahre 1855 kehrte Michaelis, um die gesetzlichen zwei Jahre an der heimischen Landesuniversität zu studieren, nach Kiel zurück, wo neben Forchhammer, der einst die Anfänge von Jahns Studium geleitet hatte, soeben G. Curtius zu lehren begonnen hatte, und außer diesen besonders Müllenhoff Michaelis durch die Verbindung von klassischer und germanistischer Philologie anzog, wie früher Haupt. Die Mutter hatte kürzlich den älteren Sohn, den einzigen Bruder von Michaelis, verloren, ein Schmerz, den die innige Liebe ihrer Kinder ihr tragen half. Und wiederum ward die allgemeine Liebe und Verehrung, die sie innerhalb wie außerhalb der Universitätskreise genoß, den Kindern zum Segen. In dem schlichten, so herzlichen wie geistig angeregten, von Musenkunst verschönten Verkehre entwickelte sich auch dem werdenden Gelehrten, mit anderem Gewinn, der echtdeutsch trauliche Familiensinn, der sein ganzes Leben erwärmend und durchleuchtend getragen hat, reife die liebenswürdige Menschlichkeit seiner eigensten Natur. Ein liebevoller Sohn und Bruder, war er stets freundlich und hilfsbereit gegen jedermann, ritterlich gegen Frauen, die später dem schönen Manne ebenso gewogen waren wie damals dem schmucken Jüngling mit dem leise gelockten dunklen Haare um die freie weiße Stirn, unter der tiefblau die großen Augen leuchteten, ohne daß man die geringe Sehkraft des einen gewahr wurde. Was ihm aber Frauenhuld zeit lebens am meisten gewann, war seine Treue und Zuverlässigkeit, die Reinheit seines ganzen Wesens; daneben auch die Gabe verständig ernster, lebhaft anregender Unterhaltung. Eigenschaften dies, die nicht verfehlen konnten, ihm, wie später auch unter Männern, überall Freunde zu gewinnen, so damals

unter Kommilitonen, schon in Leipzig und Berlin, und so auch wieder in Kiel, im fröhlichen Verein der »Quelle«: meistens ältere Studenten, darunter namentlich Juristen von hervorragender Begabung. Mit einer Schrift über Horazens Dichtkunst schloß Michaelis 1857 sein Universitätsstudium ab, um alsbald den damals noch seltener betretenen Weg nach Rom zu nehmen. Ein bescheidenes Staatsstipendium, Privatunterricht, Kollationieren vorzugsweise lateinischer Autoren verschafften ihm die Mittel. Die freie Zeit gehörte den Museen und Monumenten, mit Stadt und Umgegend sich vertraut zu machen. Wohnung fanden die jungen Gelehrten in der *casa tarpea*, wo neben Krankenpflege auch das Archäologische Institut, damals noch wesentlich auf sich selbst gestellte Anstalt, untergebracht war. Am letzten Ende der Berliner Zentrale unterstehend, wurde es am Orte selbst von W. Henzen geleitet, neben dem für Emil Braun, der vordem Jahn in Roms Archäologie eingeführt hatte, eben damals H. Brunn eintrat. In beider Haus fand Michaelis den familiären Rückhalt, der ihm so durchaus Bedürfnis war, und hier, wie auch im Hause von Frau Henzens Schwester, die mit dem Bremer Bildhauer Steinhäuser verheiratet war — deren Sohn war es, dessen Unterricht Michaelis übernommen hatte —, war er bald ein lieber Gast. Von hier aus fand er leicht auch die Freundschaft anderer Familien, dauernd ansässiger, wie des Malers Magnussen, er Schleswig-Holsteiner, seine feingebildete Frau Hamburgerin, wie vorübergehend in Rom weilender, von denen Michaelis besonders W. Lübke und Frau nahe trat, wie später Friedrich Preller dem Vater und G. Mayer, Buchhändler, mit ihren Familien. Im Café Colonna sammelte sich täglich zu kürzerer, wöchentlich zu längerer Unterhaltung in Scherz und Ernst ein bunt gemischter Kreis jüngerer und älterer deutscher Künstler, Archäologen, Philologen, Historiker, der, wechselnden Bestandes, ein mehrjähriges Leben hatte, und dessen Mittelpunkt eine Zeitlang der in urwüchsiger Art einzige Hermann Allmers war. Damals erlebte er die Schlendertage, die er später so frisch und lebendig zu erzählen und mit viel echter Poesie zu würzen wußte. Von Malern jenes Kreises sei der talentvolle Dantemaler Emler, ein Österreicher, und der alte Landschaftler Willers aus Bremen genannt, von Architekten Koehler, später in Hannover, R. Lucae, der Erbauer des Frankfurter Theaters, Persius, von Bildhauern ein Petersburger von Bock, Wittich, und Rob. Cauer, Meister witziger Erzählung und Karikatur, von Philologen und Archäologen neben Michaelis Dellefsen, Hercher, Friederichs, Conze, Nöldeke, Petersen, der Historiker Erdmannsdörfer. So glückliche Mischung verlieh diesem Verkehre besonderen Reiz: wie ungebunden und frei bewegte man sich doch damals auf dem an Wundern der Natur und Kunst so reichen Boden der ewigen Roma. »Ewig« und doch eben damals am Ende einer alten, vor dem Beginn einer neuen Zeit stehend. Noch war es das alte päpstliche Rom, mit der prunkvollen Herrlichkeit seiner Kirchenfeste, mit Gesängen der Sixtinischen Kapelle, mit Ostersegen und Kuppelbeleuchtung, mit

Karneval, *pifferaj* und *immondezzaj*, ohne Eisenbahnen eigentlich und ohne *giornali*, ohne das *profanum vulgus* des heutigen Fremdenstroms, in einer gewissen zeitlosen Harmlosigkeit wie versunken, umgeben von träumenden Villen, mit einer Fülle poetischen Reizes, den die moderne Kapitale gründlich abzustreifen beflissen war. Doch Napoleons *chasseurs de Vincennes* hüteten die Stadt in der Engelsburg, und schon kündete Wetterleuchten das von Norden her aufziehende Gewitter an. Politische Gedanken, Gedanken an eine ganz andere Freiheit, als deren man sich damals in Rom erfreuen durfte, wurden auch in jenem Freundeskreise laut, nicht ohne die Eintracht bisweilen zu stören. Mit allen Lebensaltern zu verkehren gewohnt, war Michaelis gern gesehen auch bei dem alten Peter Cornelius, dem er sich auch durch Vorlesen von Jahns Mozartbiographie wert machte. Für die Arbeit war das Institut Anhalt und Mittelpunkt. Die Bibliothek im dämmerigen Gartensaal bot die Bücher zur Vorbereitung für Wanderungen durch Museen, Stadt und Campagna, zur Verarbeitung der gesammelten Beobachtungen. Rat und Belehrung erteilten die genannten Sekretäre: Henzen führte vor den Monumenten in die römischen Inschriften ein, Brunn demonstrierte an ausgewählten Skulpturen des Vatikans oder anderer Museen die Formensprache der antiken Plastik und ihre Gesetze. Beide leiteten auch die wöchentlichen Sitzungen, in denen neugefundene oder neu zu beleuchtende Antiken zur Sprache kamen. Schriftlich wie mündlich war dies beim Institut noch auf lange hinaus fast ausschließlich das Italienische, dessen einigermaßen mächtig zu werden daher eine der ersten Aufgaben des Institutsjägers war. Henzen und Brunn handhabten die italienische Sprache geläufig; doch hörte man sie daselbst viel auch aus dem Munde von Italienern, mit Bewunderung vor allen die so beredten wie klar anschaulichen Ausführungen des berühmten Rom- und Katakombenforschers G.-B. de Rossi. Im ersten Winter war Michaelis nur Zuhörer bei Vortrag und Diskussion, die damals noch mehr den Charakter familiärer Unterhaltung trug. Für die Herausgabe und Erklärung antiker Denkmäler in den Institutsschriften wurde er aber schon sogleich in Anspruch genommen und lieferte Arbeiten, die durchaus den Stempel Jahnscher Gründlichkeit und Methode trugen. Im Jahre 1858 hatte Michaelis das wohlverdiente Glück, die jungen Herzöge von Leuchtenberg als Mentor nach Neapel und Umgegend zu begleiten. Wurde doch den Fürsten zu Ehren in Pompeji eine Ausgrabung gemacht. Über dieses und anderes Neue erstattete Michaelis in Rom und Berlin gedruckten Bericht. Auch der Vesuv wartete mit einem prächtigen Ausbruch auf. Das Jahr 1859 brachte neue glückliche Fügung: das Institut ward preußische Staatsanstalt, und zwei neugegründete Reisestipendien wurden — bedeutungsvolles *omen!* — zwei Nichtpreußen verliehen: das eine Michaelis, das andere Conze, der jenem schon von Berlin her befreundet war, und im Herbst dieses Jahres in den römischen Institutskreis eintrat. Auch die eigene Familie kam Michaelis näher, da um dieselbe Zeit

Hugo Jahn, ein jüngerer Bruder Ottos, Landmann, mit E. Petersen, dem Verlobten von Michaelis' dritter Schwester, eintraf. Es war ein fröhlicher Winter, voll Hoffens und Strebens, und im Frühjahr traten Michaelis und Conze, wohl vorbereitet, zusammen die Reise nach Griechenland an, das Conze von früheren Forschungsreisen her schon bekannt war. Es erfüllte sich ihnen, was Winckelmann einst vergeblich ersehnt hatte, was jetzt bald vielen zuteil werden sollte: das Land und die Stätten zu schauen, wo die Urbilder der in Italien bewunderten Werke entstanden waren, und wo trotz aller Zerstörung so vieles noch am alten Platz, selbst im ursprünglichen Zusammenhange bestand. Die wichtigsten Teile des griechischen Festlandes wurden im Verein durchzogen, und Michaelis war es dann vergönnt, auf königlicher Jacht eine Inselreise mitzumachen. Längere Zeit und Arbeit verwandte er danach auf Athen und seine Akropolis, deren Beschreibung und Grundriß eine erste Frucht für die Öffentlichkeit ward. Ihre Tempel und Skulpturen wurden zu eingehender Bearbeitung ausesehen, alles dazu Nötige gesammelt. Auf dem Rückwege nach Italien sahen die Freunde den Übergang Garibaldi's von Sizilien nach dem Festland und erlebten in Neapel seinen Einzug und den ungeheuren Jubel des Volkes. In Rom, wo der Reisebericht fertiggestellt wurde, war die Begegnung mit dem eben von Halikarnaß heimkehrenden Charles Newton für beide ein Ereignis. Jetzt endlich 1860 ging es zurück zur Mutter und den Schwestern; doch bald schon im nächsten Jahre folgte, als notwendige Ergänzung der griechischen Reise, ein Besuch des Louvre und des British Museum, auch Kopenhagens, um die aus Griechenland entführten Werke zu schauen.

Der mit so reichem Schatz an Kenntnis, Beobachtung und Erlebnis heimkehrte, war zum Lehren reif. Kurze Zeit Privatdozent in Kiel, ward er schon 1862 nach Greifswald auf den Lehrstuhl berufen, den einst Jahn innegehabt hatte. Auch hier gewann er Freunde fürs Leben, so den Chemiker Limpricht, den Fachkollegen Usener. Drei Jahre später schon führte ihn ein Ruf nach Tübingen, dessen Erinnerung ihm stets teuer blieb, wie ihm Kollegen und Schüler im Schwabenlande ihre Liebe bewahrten. Durch glücklichste und schmerzlichste Zeiten schuf er hier sein erstes großes Werk, den Parthenon. Als dann im Jahre 1872 für die neugegründete Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg ein Archäolog gesucht wurde, und der Blick sich alsbald auf den Verfasser des »Parthenon« lenkte, hatte Michaelis Freiheit, sich auszubedingen, was er in seiner bisherigen Wirksamkeit als für den archäologischen Unterricht notwendig erkannt hatte. Über 34 Jahre hat er dann in Straßburg anregend und fördernd als Lehrer gewirkt, seinen Schülern stets auch als Freund und väterlicher Berater beizustehen bereit, wie es Jahns Art gewesen war. Wie er, gleich diesem, Archäologie nur im Zusammenhange mit exakter Philologie und klassischer Altertumswissenschaft überhaupt betrieb und lehrte, zeigen seine Neubearbeitungen der von Jahn zwecks seiner Vorlesungen und Übungen eingerichteten Ausgaben von Apuleius Psychefabel,

von Sophokles' Elektra und vor allem von Pausanias' Beschreibung der athenischen Burg. Für deren erste Ausgabe hatte Michaelis schon den Plan beige-steuert; für die dritte gewährte ihm sein Freund R. Wachsmuth eine Beihilfe, um dies trotz aller Mängel so kostbare Schriftstück mit all der ihm eigenen Liebe zur Sache und peinlichen Sorgfalt, zugleich zum Andenken Jahns, so recht nach Wunsch und Neigung ausstatten zu können. Mit allen antiken Zeugnissen, bis ins Mittelalter hinab, mit Plänen, Grundrissen, Abbildungen, auch das Kleinste zu veranschaulichen, versehen, wird dies auch in Zukunft ein unvergleichliches Lehrmittel sein. Ein noch glänzenderes Denkmal von Michaelis' Lehrtätigkeit steht das reiche, so zweckmäßig wie sinnig und geschmackvoll eingerichtete Museum da, eine Zierde zugleich des prächtigen Universitätsgebäudes überhaupt, ein schwer zu erreichendes Vorbild, als solches von Deutschen und Nichtdeutschen besucht und angesehen. Wie sinnreich doch der Einfall, zuoberst in einem Nebentreppenraum ein getöntes Stück des Parthenonsfrieses so anzubringen, daß man es von unten ungefähr in der Höhe und dem Abstand sieht, wie einst das Original im Säulengang des Burgtempels! So wie sie bis jetzt glücklicherweise noch besteht, ist diese Gipsammlung mitsamt einer wertvollen Auswahl kleiner Originalstücke Michaelis' eigenste Schöpfung, für deren immer reichere Ausstattung er auch durch Vorträge in weiteren Kreisen zu werben, Mittel zu schaffen nicht müde wurde. Mit glänzendem Erfolge: hat doch eine edle Frau in dankbarem Andenken an ihn und sein lebendiges Wort, nicht minder auch in dem rühmlich patriotischen Wunsche, ein solches Gut dem Vaterlande zu erhalten, nach Michaelis' Tode seine nachgelassene wertvolle Bibliothek angekauft und dem Museum und dem damit verbundenen Kunsthistorischen Institute zum Geschenke gemacht. Ein Mann so reich an Wissen, so reifen Urteils und so klaren Blickes, so wahrheitsliebend, frei denkend, überzeugungstreu und unerschrocken, hatte er, wie einst der Vater, stets die Sache und das Allgemeine im Auge und hat dafür mehr als einmal auch öffentlich Zeugnis abgelegt. Die tiefenste Aussprache im Lotsen (II 1901) bei der Berufung M. Spahns, hat sie etwa sich nicht als richtig erwiesen? Von Kollegen und Freunden war ein solcher Mann in öffentlichen wie in privaten Angelegenheiten als nie versagender zuverlässiger Berater und Helfer geschätzt. Daß er die akademischen Ehren und Ämter der Fakultät und Universität zu tragen und zu verwalten hatte, versteht sich von selbst; von selbst auch, daß es ihm an Ehrungen von deutschen und ausländischen Gesellschaften und Akademien ebenfalls nicht gefehlt hat. An der Gründung einer Straßburger wissenschaftlichen Sozietät war er noch in seinen letzten Jahren beteiligt. Auch seine »Graeca« und das Straßburger Thomasstift werden Michaelis' Andenken bewahren.

Auf dem altdeutschen, nach jahrhundertelanger gewaltsamer Abtrennung nun wiedergewonnenen Boden machte Michaelis sich ganz heimisch. Eine in Tübingen geschlossene überaus glückliche Ehe, mit der

Tochter des auch um die Archäologie verdienten Bildhauers Eduard von der Launitz, fand mit der Geburt eines Sohnes nur allzu rasch ein jähes Ende. Ein zweites dauerhafteres Glück gab ihm die Ehe mit einem Mädchen aus altbekanntem und verwandtem Hause, der dritten Tochter Adolf Trendelenburgs, des Philosophen. Der Sohn aus der ersten Ehe und zwei aus der zweiten ließen sich im Reichsland nieder, die einzige Tochter, verheiratet, rheinab nach Bonn. Auch die Archäologie des Reichslandes beschäftigte Michaelis, der in den letzten Jahren mit Vorliebe die Sommerfrische der Vogesen aufsuchte. Das bezeugen das »Felsrelief am „Pompösen Bronn“ bei Lemberg« und »eine Frauenstatue pergamenischen Stils im Museum zu Metz«, zwei Studien, die 1895 und 1905 im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde veröffentlicht wurden. Weitere Reisen machte Michaelis von Straßburg aus meistens von Amtswegen, wie alljährlich zu den Sitzungen der Zentralkommission des Instituts nach Berlin oder Studien halber wiederholt nach England, Frankreich, Griechenland, Konstantinopel, Italien, Dänemark. In Straßburg reiften auch seine weiteren Hauptwerke. Kleinere Arbeiten, selbständig oder in Zeitschriften erschienen, waren, wie schon von Rom, auch von den Stätten seines früheren Wirkens zahlreich ausgegangen, vornehmlich zur Kritik und Erklärung antiker Kunstwerke. Solche sproßten dann unzählig neben seinen Hauptarbeiten, mannigfaltig nach Form und Inhalt, zur Geschichte der Kunst und ihrer Wissenschaft, der antiken Werke und ihrer Sammlungen, der wissenschaftlichen Unternehmungen und der zwecks solcher gegründeten Gesellschaften, wie auch Lebensabrisse einzelner Forscher. Vielfach schrieb er nicht für Fachleute allein, sondern für weitere Kreise. Wieder erkennen wir Jahns Vorbild, auch in dem Streben nach klarer, sachgemäßer, schlicht gefälliger Darstellung, die doch Jahns Anmut nicht ganz erreicht. Stets aus dem Vollen geschöpft, umranken diese kleineren Sachen die Hauptwerke. Allen voran steht unter diesen »Der Parthenon«, 1873, eine nach philologisch-kritischem Muster ausgeführte Sammlung und Herausgabe aller Reste sowohl als Zeugnisse, die irgendwelchen Bezug auf diesen Brennpunkt der griechischen Kunst, den bilderreichen Tempel und die Göttin darin hatten. Mit unermüdlichem Fleiß und größter Sorgfalt wurden alle diese Akten vereint zu dem Nachweis, wie und aus welchen Vorbedingungen die glanzvolle Blüte des alten Athens sich entfaltet, wie sie einst in ihrer Vollendung dagestanden, wie sie endlich im Laufe der Zeiten sich entblätterte, die einzelnen Blätter sich zerstreuten. Eine zweite Auflage dieses grundlegenden Werkes vorzubereiten diente ein Teil der späteren Reisen; zur Ausführung sollte Michaelis sie nicht bringen.

Nach dem Parthenon lag Michaelis ein Vermächtnis Jahns, dessen halbfertige »Bilderchroniken« 1873 zu vollenden ob, eine Sammlung von Werken, in denen alexandrinische Grammatik und Bildkunst sich in eigentümlicher Weise miteinander verbanden. Ihre Bedeutung für ganze Denkmälergruppen späterer Zeit

hatte Jahn erkannt und sie ins rechte Licht zu stellen beschäftigte seine Gedanken noch auf dem Sterbebette 1869. Zur selben Zeit führte Michaelis die Suche nach griechischen Werken, vornehmlich attischen Grabreliefs, die er einst in Griechenland mit Conze zusammen in Angriff genommen, später diesem allein überlassen hat, wiederum nach England. Aus den Schätzen des British Museums plante er allmählich eine Reihe von Werken herauszugeben, die dorthin aus Halikarnaß, Ephesos, Knidos, Priene und dem von griechischer Kunst durchtränkten Lykien entführt waren. Das erste war das sogen. Nereidenmonument aus dem lykischen Xanthos, dessen Skulpturen in den römischen Institutsschriften 1874 und 1875 mit eingehenden historischen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen veröffentlicht wurden. Von der klassischen Zeit des Parthenon sollten jene auserlesenen Werke des 4. Jahrhunderts weiter zur hellenistischen Kunst hinüberleiten. Zur Ausführung kam davon nur eine Zusammenstellung der Friesreliefs vom Mausoleum in den Antiken Denkmälern II T. 16—18 vom Jahre 1895.

Michaelis verfolgte damals (1873 und wiederum 1877) in England auch noch andere Dinge. Schon die ersten Reisen in Italien und Griechenland, dann Conzes Beispiel, hatten seinen von Jahn geweckten Sinn für die Geschichte der Wissenschaft angeregt, der Ausführung von Antiken aus Italien und Griechenland nach England nachzugehen, und ihrer Zerstreuung daselbst in privaten Sammlungen, bis allmählich das British Museum diese abzulösen und aufzusaugen begann, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. So entstand seine Geschichte und Beschreibung der vielen wichtigeren englischen Privatsammlungen, fertig bereits 1879, englisch erschienen in Cambridge 1882 unter dem Titel *Ancient marbles in Great Britain*. War schon dies Werk ein gutes Stück Geschichte der archäologischen Forschung, so mehr noch die zur Jubelfeier seines fünfzigjährigen Bestehens dem Archäologischen Institut im Jahre 1879 gewidmete Geschichte dieser Anstalt.

Von den nach England ausgeführten Antikenschätzen wandte der Blick sich naturgemäß nach den Italien verbliebenen Werken griechischer und römischer Kunst zurück. Hatte doch die Institutsgeschichte und längerer Aufenthalt auf dem Kapitol alte Erinnerungen neu belebt. Die beiden vornehmsten öffentlichen Sammlungen Roms wurden ersehen, ihre Geschichte zu schreiben, des »Statuenhofes im vatikanischen Belvedere« und der *Collezione capitolina* bis 1734, jene 1891 im Archäologischen Jahrbuch, diese 1892 in den Römischen Mitteilungen des Instituts veröffentlicht, die zweite zur Bezeugung alten Dankes G.-B. de Rossi gewidmet.

Von den *gedruckten* Arbeiten der ältesten römischen Antiquare, mit und ohne Abbildungen, führten diese Untersuchungen Michaelis zu den früher schon ins Auge gefaßten Handzeichnungen. Nicht ganz ohne Zusammenhang mit dem Riesenunternehmen des *Corpus inscriptionum latinarum*, dem er einst nahegestanden, hatte Jahn 1868 die Zeichnungen des *Pighianus* aufgenommen und mit Nachweisen des Verbleibs der Originale versehen, 1870 sein Schüler Matz diejenigen des *Coburgensis*. Im Anschluß an

Matz, der 1873 sein Reisebegleiter in England war, gab Michaelis 1874 in der Archäologischen Zeitung, besser dann in den *Ancient marbles* Nachricht von den in Windsor Castle, Holkham Hall und sonstwo verwahrten Zeichnungen nach Antiken von der Hand *italienischer* Künstler. Von den Skizzen *nordischer* Maler, die einem Teil der italienischen an Zuverlässigkeit sehr überlegen waren, so eines M. Heemskerck und anderer gab er später im Jahrbuch 1891f. genaue Verzeichnisse. Indem er mit seiner lebendigen Ortskenntnis und großen Denkmälerkunde die gezeichneten Werke unter den noch vorhandenen nachzuweisen, ebenso die meist knappen, oft unklaren Ortsangaben der Zeichner festzustellen sich mühte, gewannen mit Hilfe von Gruppenbildern aus denselben Skizzenbüchern eine Anzahl Häuser, Paläste, Sammlungen des Cinquecento, anschauliches Leben; so namentlich der Familie della Valle. Wie schon beim Parthenon, kam es Michaelis bei den Antiken nicht nur darauf an, was sie ursprünglich dem Volke, das sie entstehen sah, gewesen, sondern auch was sie nach ihrer Zerstörung und Wiederauffindung den Neueren bedeutet hatten.

Eine letzte Arbeit dieser Richtung war Michaelis Anteil an Eggers Herausgabe des *Escorialensis*, Wien 1906, und eine allerletzte, die aus dem Nachlaß im Jahrbuch 1911 herausgegebene über das Nasonier-Grab, mit einem Verzeichnis der Kopien antiker Maleereien in der Königlichen Bibliothek zu Windsor Castle.

Seit seinem ersten Aufenthalt in Italien hat Michaelis neben dem schon vorhandenen Bestande von Antiken auch, wie damals 1858 in Pompeji, den neu der Erde abgewonnen Resten kaum geringere, mit der Zeit immer steigende Aufmerksamkeit geschenkt. War er seit 1862 durch seinen Lehrberuf, selbst mit Hand anzulegen, abgehalten, was er zu Zeiten schmerzlich empfand, so folgte er den Forschungen anderer, Glücklicherer mit um so regerem Eifer, und teilte davon im einzelnen bald engeren bald weiteren Kreisen in zahllosen Einzelschriften mit, zuletzt im ganzen, erst in mündlichem Vortrage, dann gedruckt »Die archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts«. Daß dies Buch schon nach zwei Jahren unter dem etwas geänderten Titel »Ein Jahrhundert archäologischer Entdeckungen« in neuer Auflage erscheinen mußte, zeigt, wie lebhaft die allgemeine Teilnahme an diesen Dingen ist, und wie vollauf Michaelis diesem Verlangen Genüge zu tun vermochte. Wenn er auch aus räumlicher und zeitlicher Ferne Beobachtetes so zu erzählen wußte wie persönliches Erlebnis, so dankte er das der lebendigen Durchdringung des Stoffes, den Anschauungen glücklicher Jugendjahre und nie gealterter Liebe zur Sache. All diese Fülle von Beobachtung, Forschung und gelehrter Arbeit war Michaelis von jeher bemüht, in der *Geschichte der alten Kunst* zu einem lebendigen Ganzen zusammenzufügen. Seit dem Beginn seiner akademischen Lehrtätigkeit hat er nicht aufgehört, sie mündlich vorzutragen; seit 1895 konnte sie sich ihm in dem Buche, von dem hier ausgegangen wurde, auswachsen und abklären. An der achten Auflage arbeitete er sich krank; an der neunten genas er von dem

schweren Trübsinn, der ihn wieder einmal befallen hatte. In neuem Lebensmut griff er den alten Lieblingsgedanken wieder auf, Otto Jahn, der ihn, selbst abgeschieden noch, als guter Geist durch das Leben begleitet hatte, nach kürzeren Nekrologen, ein würdiges biographisches Denkmal zu setzen. Hauptsächlich in einer Auswahl aus der mit hingebender Liebe und Mühewaltung zusammengebrachten Briefsammlung dargelegt, sollte es die ganze sittliche

Größe des so unbeugsamen wie bescheidenen und gütigen Mannes erkennen lassen. Seiner Treue sollte Michaelis die Vollendung nicht geben. Die Feier seines vollendeten 75. Lebensjahres vereinte noch einmal fast alle Kinder und Kindeskinde um das glückstrahlende alte Paar. Nach weniger als zwei Monaten nahm ihn rasche Krankheit ohne Todesahnung am 12. August hinweg.

Halensee im März 1911. EUGEN PETERSEN.